



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf Wiedersehen im wahren Vaterhaus!

Auf Wiedersehen im wahren Vaterhaus!

Erzählung aus dem Missionsleben von J. P.

(Fortsetzung.)

Bah! das meinst du nur. Trohe dem Befehl! Jage diese fremden Teufel davon und das ganze Volk wird auf deiner Seite sein. Dann möchte ich sehen, ob man es wagen wird, dich zu strafen.“
„Wie, du willst mich überreden, den Befehlen des Sohnes des Himmels, unseres Herrn und Kaisers, zu trotzen? Weißt du auch, was das heißt?“

„Ich weiß es wohl! Aber diese Fremdlinge, besonders ihre Priester, haben den Sohn des Himmels verzaubert, behegt, daß er nun tun muß, was sie wollen.“

Der Mandarin stöhnte. „Ach, mir scheint es selbst so!“

„Ja, ein Hezenwerk dieser Teufel ist es,“ fuhr das Mädchen, immer mehr in Leidenschaft geratend, fort; „denn sonst würde der Kaiser, den Gott segnen möge, nicht befehlen, jene zu schützen, die unser Land stückweise wegnehmen. Und eine bessere Religion wollen sie uns bringen? Das mag auch eine Religion sein!“ schloß sie geringschätzig. „Einen gekreuzigten Missetäter beten sie an und feiern ihm zu Ehren die wildesten Feste.“

Kuang-fu rannte wieder auf und ab und rang die Hände. „O wenn ich doch wüßte, was ich tun soll!“

Haope, so hieß seine Tochter, streckte ihre schlanke Gestalt und sah den Vater von der Seite an. „Ich, wenn ich ein Mann wäre, wüßte es schon. Ich würde trotzen, und kämen die Soldaten des Kaisers, würde ich mich in der Stadt verschanzen und sagen: Wer es noch mit den alten Göttern hält und unser Vaterland liebt kann solchen Gesezen nicht folgen, welche den Christengott schützen. Überall würdest du dann als der größte Held im ganzen Reiche gefeiert werden.“

Auf Kuang-fu machten diese Worte wenig Eindruck. Er schien offenbar lieber ein lebendiger Feigling als ein toter Held sein zu wollen, denn er rang nur noch mehr die Hände und schluchzte. „Ach ja, ach ja! Aber ich kann es doch nicht tun, ich kann es doch nicht tun!“

Empört eilte Haope wieder hinaus. Der Mandarin aber ließ, als die erste Aufregung vorüber war und er seine Lage ruhigen Blutes überdacht hatte, den Oberanführer seiner Soldaten kommen und teilte ihm den neuen Erlaß der Regierung mit. Um ihn zur genauen Befolgung desselben anzuspornen, sprach er zu ihm ungefähr folgendes:

„Der Kaiser will es so, darum müssen wir seine Befehle vollziehen. Merke es dir: Wird einem Anhänger des gekreuzigten Fremdlings das Haus angezündet, so brennt auch das

deine und das deiner Eltern nieder. Für jeden Stockstreich, den einer deiner Leute einem Christen austheilt, erhältst du hundert auf die Fußsohlen und wenn einer von diesen ums Leben kommt, wirst du samt Weib und Kindern geköpft.“

Dieser Hinweis verfehlte seine Wirkung nicht. Der Anführer beugte sich unzähligmale zur Erde und versicherte, daß keinem Fremden ein Haar gekrümmt werden solle. Wir sehen, Kuang-fu besaß zwar wenig Mut gegen oben, umsomehr aber gegenüber seinen Untergebenen.

II.

Einige Wochen nach dem geschilderten Auftritte kam Haope eines Tages erregt in das Schreibzimmer ihres Vaters gestürzt. „Da siehe nur Vater, was ist das nur für ein Lärmen, Schreien und Tam-Tamschlagen, so daß man nicht einmal seine Mittagsruhe halten kann? Wie kannst du nur das dulden? Schicke doch deine Soldaten hinab, daß sie die Leute vertreiben.“

„Das geht nicht, mein Mäuschen,“ versetzte der Alte. „Es sind Christen. Sie haben einen neuen Priester erhalten und bereiten ihm einen feierlichen Empfang.“

„Christen! Und immer wieder die Christen!“ stieß das Mädchen zornig hervor. „Sind denn unsere Götter abgesetzt, daß jetzt auf einmal dieser Christengott über uns regieren soll? Wenn dieser auch nur darnach wäre; aber er hat ja nicht einmal einen ordentlichen Tempel.“ Die Lippen Haopes kräuselten sich verächtlich. Sie maß eben wie die meisten ihrer Landsleute, die Würde einer Gottheit nach der Größe und Schönheit der zu ihrer Ehre errichteten Gotteshäuser, und die Christen in Kia-ting besaßen nur eine bescheidene Kapelle.

Drunten auf der Straße mit ihrem entsehlchen Pflaster, die zahlreiche Stangen mit Ankündigungen und in grellen Farben belexten Anschlagzetteln bedeckten, wogte indessen eine zahlreiche Menschenmenge dahin. Die Christen begleiteten unter Singen und Fauchzen den einziehenden neuen Missionar, welcher bisher längere Zeit auf einem der entlegensten Posten des Reiches gewirkt hatte. In einer Sänfte saß die ehrwürdige, weißbärtige Gestalt des Missionars, zu seinen beiden Seiten schritten zwei einheimische Priester, die ihm als Gehilfen beigegeben waren, und was immer von den eingeborenen Christen der Stadt sich rühren konnte, umringte jubelnd den neuen „Vater“. Wohl maßten vor manchen Häusern die Leute sie mit feindseligen Blicken, doch niemand wagte den Einzug derjenigen zu hindern, die erst kürzlich durch einen Erlaß der Regierung geschützt worden waren.

Haope war in das entlegenste Zimmer des Hauses geeilt, um den Zug nicht ansehen zu müssen.

Draußen wo die Stadt bereits ihr Ende nahm und die ärmsten

Leute wohnten, stand in einem ummauerten Hofraum ein ärmliches Häuschen. Das war die Wohnung des Missionars, daneben einige Räumlichkeiten für seine Gehilfen, zwei Häuschen für verwaiste Kinder und eine Schule, dann die Kapelle. Letztere unterschied sich von den andern Gebäuden nur dadurch, daß sie statt des Ölpapieres Glas in den Fenstern hatte. Sonst zeigte sich in allem die größte Armut. Der Boden bestand aus gestampfter Erde, die Einrichtung aus einem ärmlichen Altar, verrenkten schiefen Leuchtern, einigen vergilbten Bildern.

Doch auch hier thronte ja der eine wahre Gott, der auf dem Kreuze erhöht, alles an sich zu ziehen versprochen hatte. Auch dieses unglückliche, im ärgsten Heidentum schmachkende Volk wollte er liebevoll an sein heiligstes Herz ziehen, ihm die Segnungen seiner Heilslehre mitteilen, und der Missionar war hierzu sein schwaches Werkzeug. Diese Erwägung verlieh dem greisen Priester einen unnennbaren Trost, der die anfängliche traurige Stimmung beim ersten Anblick der großen Armut des Kirchleins bald verscheuchte.

Der Missionar kniete nieder und begrüßte zum erstenmal den hier wohnenden Heiland, während die Gemeinde ein Danklied für die Ankunft des neuen Glaubensboten sang. Mit einer Ansprache des Priesters endete die Andacht.

Haope kam in den folgenden Tagen aus dem Zorn und der Entrüstung über ihres Vaters Betragen nicht heraus. Der Missionar kam zu Kuang-fu und ward von diesem mit der zuvorkommendsten Höflichkeit empfangen. Der Mandarin überbot sich in endlosen Ehrenbezeugungen und zuletzt lud er den Missionar sogar zum Essen ein.

Kuang-fu hatte damals seine Absichten. Je zuvorkommender er sich dem Priester gegenüber benahm, ein um so schöneres Bild legte er sich bei seinen Vorgesetzten ein. Seine Befürchtungen, daß das Volk sich empören werde, trafen vorläufig nicht ein, darum bemühte er sich nur noch eifriger in der Begünstigung der Fremden.

Haope hätte vor Wut vergehen können. Sie hielt sich den ganzen Tag über in ihrem Zimmer versteckt. Aber es war, als ob sich heute alles gegen sie verschworen hätte. Als sie nur einmal über den Gang ging, begegnete ihr just der verhasste Fremde. Ihr finsterner Blick sprach, deutlicher als Worte, den tödlichen Haß aus, den sie gegen den Priester hegte. Dieser hob unmerklich die Hand und machte über die Jungfrau das Zeichen des heiligen Kreuzes. Doch wie von einer Schlange gestochen fuhr Haope zurück, und die landesübliche Höflichkeit vergessend, erhob sie gegen ihn drohend die Hand. Willst Du mich auch verzaubern, wie Ihr den Kaiser und die ganze Regierung beherrscht, Ihr roten Teufel? Doch wartet, die Rache kommt!“ zischte sie. Dann floh sie raschen Schrittes in ihr Zimmer zurück.

Seither sind wieder einige Wochen vergangen. Haope ist sich gleich geblieben in ihrem glühenden Hass gegen die Fremden, oder vielmehr derselbe ist womöglich noch gestiegen beim Anblick der Begünstigungen, die ihnen Kuang-fu, der Mandarin, zuteil werden ließ. Nicht selten darob gab es heftige Auftritte zwischen ihr und dem Vater.

Eines Tages war Haope auf die Straße gegangen, um in die Pagode (Tempel) zu gehen. Da sah sie zwei Frauen des Weges kommen in einer Kleidung, wie sie Haope ihr Leben lang noch bei keiner Chinesin gesehen hatte. Die beiden trugen ein schwarzes faltenreiches Gewand, einen schwarzen dichten Schleier und unter demselben blendend weiße, steife, leinene Tücher. Die eine der Frauen trug in der Hand einen umfangreichen Korb.

Fest bleiben sie lauschend stehen. Aus einer armseligen Hütte ertönte ein entsetzliches Geschrei, wie wenn ein Mann und ein Weib heftig miteinander zankten. Im nächsten Augenblick erscheint der Mann unter dem Vorraum der Hütte, in der erhobenen Hand hält er einen Säugling am Kleidchen gefaßt; das Weib eilt ihm jammernd nach und sucht ihm vergeblich das Kind zu entreißen. Da wirft sie sich schluchzend vor ihm nieder, umfaßt seine Knie und bittet ihn in den rührendsten Tönen, ihr doch das Kind nicht zu nehmen.

„O mein armes Mädchen . . . mein herzliebes Mäuschen . . . nein, du darfst es mir nicht nehmen!“

„Unsinn! Nur reiche Leute können sich den Luxus vieler Mädchen gönnen. Wir haben ohnehin schon zwei solche Bälge im Haus,“ grölt der Mann.

„Wenn auch, ich will es doch ernähren! Ich will hungern, will mir die Hände blutig arbeiten, damit ich für mein liebes Mädchen die Aussteuer zusammenbringe.“

„Lächerlich! Du erwirbst dir nicht selbst dein armseliges Essen. Die Kleine muß in den Kinderturm. Ich kann kein Mädchen mehr brauchen.“ Damit schwang er das schreiende Kind herum. Erneutes Angstgeschrei des Weibes und zorniges Fluchen des Mannes.

Bei den Chinesen besteht die grausame Sitte, daß überzählige Kinder, besonders Mädchen, die den Eltern zur Last fallen, in den Kinderturm geworfen werden, wo sie elend zugrunde gehen.

Fest nähern sich die beiden Klosterfrauen, welche soeben Haopes Aufmerksamkeit erregt hatten, dem streitenden Ehepaar. „Ihr wollt das Kind in den Kinderturm werfen, o tut es nicht!“ baten sie.

Der Mann sah die beiden erboßt an. „Was kümmert das Euch?“

„Schenkt es uns!“ versetzten die Klosterfrauen.

Jetzt wurde der Chineser mißtrauisch. „Was wollt Ihr mit dem Balg beginnen?“ brummte er.

„Wir werden es mitnehmen, aufziehen und ein gutes Menschenkind aus ihm machen,“ versetzte die ältere der beiden Klosterfrauen. Der Mann zögerte. Doch da kam seine Frau herbei, hörte, um was es sich handle und bestürmte nun gleichfalls ihren Mann, lieber den beiden Frauen das Kind zu geben, als es in den Kinderturm zu werfen. „Ihr könnt das Kind, so oft ihr wollt, besuchen und werdet sehen, daß es gut aufgehoben ist,“ warfen die Klosterfrauen dazwischen. Das Weib klatschte freudig in die Hände.

„O, da mußt du unser liebes Kind den Frauen geben,“ sagte sie zum Manne. Dieser zögerte noch immer.

„Kommt mit uns, dann werdet ihr sehen, daß wir nicht lügen.“ Auf diese Aufforderung der einen Klosterfrau entschloß sich der Chineser endlich, ihr das Kind zu geben und folgte mit seinem Weibe den beiden nach ihrer Wohnung.

Haopes Neugier war durch diesen Vorfall geweckt worden. Sie folgte gleichfalls in einiger Entfernung.

Fast am Rande der Stadt sah sie die vier Personen in einem Hofe verschwinden. Da die Türe nur angelehnt war, schlüpfte auch Haope hinein. Die andern waren eben in ein im Hofe befindliches Haus eintreten, wohin die Tochter des Mandarins ihnen nicht zu folgen wagte. Indes gab es auch im Hofe genug zu sehen. Eine Schar kleiner Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren tummelte sich in demselben in munterem Spiel herum, die kleinen Schlihäuglein glänzten vor Freude und die Zöpflein pflogen munter hin und her. Wie glücklich und zufrieden die Kleinen aussahen! Haope sah ihnen eine Zeitlang mit Vergnügen zu.

Plötzlich fuhr das Mädchen erschrocken zusammen. Aus der Türe eines anderen Gebäudes in demselben Hofraume trat eine würdige hohe Gestalt, in langem, dunklem Kleide mit weißem, wallendem Bart. „Das ist der fremde Priester, der mich im Hause meines Vaters verzaubern wollte,“ flüsterte Haope und versteckte sich eiligst in einer Nische der Mauer.

Mit lautem Jubel umringten die Kleinen den herankommenden Priester, haschten nach seinen Händen, die sie küßten und drängten sich um seinen Weg. Wie freundlich er sich mit ihnen unterhielt, ihre kleinen Anliegen anhörte, mit welcher Liebe die Kinder seine Hände gefaßt hielten! „Das muß doch kein Zauberer sein,“ denkt Haope, und wenn, dann ist er wohl ein guter.“ Sie erkennt, daß sie ihm Unrecht getan.

Jetzt deutet der Missionar nach der Kirche, welche die Mitte des Hofes einnimmt. Die Kinder lassen daraufhin ihre unermüdlichen Plappermäulchen ruhen und verschwinden nacheinander in dem länglichen Gebäude. Auch durch das Pförtchen,

das von der Straße hineinführt, kommen jetzt Leute herein, einzeln und in Gruppen, und treten gleichfalls in dieses Gebäude.

Haope überlegt eine Weile. Doch schließlich siegt die Neugierde über die weibliche Scheu und sie schließt sich den Eintretenden an.

Ein wenig enttäuscht sieht sie sich in dem ärmlichen Raume um. „Das ist wohl die Pagode des Christengottes,“ denkt sie bei sich. „Wie armselig! Gerade so mag auch die neue Lehre sein, die diese Fremdlinge gebracht haben.“

Das Bild über dem Altar erregt ihre Aufmerksamkeit. Wer mag wohl dieser erhabene freundliche Mann sein, der von diesem Bilde seine Arme ausstreckt? sinnt sie. „Wie liebevoll sein Angesicht ist! Und auf der Brust sieht man sein Herz, aus welchem Flammen hervorbrechen.“

Wenn sie auch in dem fremden Raume eine erklärliche Furcht überkommt, die Bild mutet sie dennoch so traut an, ganz anders als die gräßlichen Götzenbilder in ihren Pagoden, vor denen sie sich immer fürchtet.

Nun kommt der Fremde, den sie schon im Hause des Vaters gesehen hat, heraus. Er ist in schöne Gewänder gehüllt und tritt zum Altare. Dort öffnet er den Tabernakel. Wie andächtig die Menge niedersinkt, wie ernst, erhaben und ergreifend die Lieder ertönen! Und Haope hat gemeint, Zeugin haarsträubender Dinge zu werden.

Ein goldenes Gefäß nimmt der Mann aus dem Schreine, den er vorhin geöffnet, Weihrauchwolken steigen empor.

Doch was geht auf einmal mit Haope vor? Ein unwiderstehliches Gefühl zwingt sie, gleich den übrigen in die Knie zu sinken. Ist's ihr doch, als träfe sie aus der Mitte jenes goldenen Gefäßes ein blendender Strahl, der ihr das Innerste durchdringt, wie ein Sonnenstrahl, erleuchtend die Finsternis ihres Herzens.

Sie liegt auf den Knien, sie will fliehen, denn ein unsägliches Bangen erfüllt sie und doch wieder verlangt sie's sehnlich, zu bleiben. Ein hilfeschender Blick nach dem anmutigen Bild, vertreibt jetzt die bange Furcht. Es ist ihr, als ertöne von dort der tröstende, einladende Zuruf: „Meine Tochter, schenke mir dein Herz!“

Sie bleibt bis zu Ende. Zuletzt tritt der Priester wieder hervor, die Kinder nähern sich ihm zutraulich, und er beginnt zu lehren. Doch was ist das für eine fremde, sonderbare Lehre? Haope versteht nicht alles, aber was sie versteht, erschüttert sie bis ins Innerste. Von dem Gottessohn hört sie erzählen, daß er aus Liebe zu den Menschen den schönen Himmel verließ, zur Erde niederstieg, ein armes Kindlein wurde, und am Kreuze gestorben ist, um uns frei und glücklich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

